Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur

Deutschen Rundschau

Nr. 203. Bromberg, den 21. November 1925.

Die Siegerin.

Roman von Hans Schulze-Sorau.

(10. Fortsetzung.) ——— (Nachdruck verboten.)

Noch niemals waren Kurt die Zeiger der alten Redaktionsuhr mit einer so quälenden Langsamkeit über das verbeulte Zifferblatt gekrochen wie am heutigen Nachmittag, da ihn der sehnsüchtig erwartete Abend der Verwirklichung seines höchsten Zukunftstraumes endlich zum ersten entscheidenden Schritt näherbringen sollte.

Immer wieder schweiften seine Blicke von seinem vielfach durchstrichenen, kaum noch lesbaren Konzept zu dem schlanken Turm der Jerusalemkirche hinüber, der mit dem krausen Rankenwerk seiner zahllosen Wimperge wie ein steingewordenes Gedicht in das blutige Himmelsblau hineinwuchs.

In lustiger Verstiegenheit spannen sich auch seine Gedanken aus dem niedrigen Redaktionsstübchen immer höher hinaus in die freie, weite Welt unabhängigen Schaffens, frei von der grauen Öde kleinlicher Existenznot, die seinen reichen Geist nun solange schon mit tausend Fesseln am Boden der Alltäglichkeit darniederhielt. — — —

Als Kurt pünktlich zur festgesetzten Stunde wieder in der Rauchstraße eintraf, kam ihm die Schauspielerin bereits in der Gartentür ihrer Villa entgegen.

Statt des englischen Tuchkleides vom Vormitag hatte sie jetzt ein schneeweißes Piquékostüm angelegt, aus dessen graziösem Bolerojäckchen eine duftige Weste von Chantillyspitzen verführerisch hervorlugte.

Sie hatte ihren breitkrempigen Panama an einem bunten Bande über den Arm gehängt und hielt einen großen Busch prächtiger, langstieliger Rosen in der Hand.

„Ich hab' für unsern Abendbrottisch schnell noch selbst ein paar Blumen geschnitten!' begrüßte sie ihren Gast. „Hoffentlich haben Sie noch nicht zu Abend gegessen, Herr Rasmus, und werden meiner Küche Ehre antun!"

Kurt versuchte einen schwachen Widerspruch, doch das junge Mädchen ließ ihn erst gar nicht zu Worte kommen:

„Ehe Sie mir vorlesen, müssen Sie sich erst stärken!" erklärte sie energisch. „Ich hab für uns beide auf meiner Veranda decken lassen! Ich denke, es wird Ihnen bei der Schwüle des heutigen Abends angenehm sein, im Freien zu speisen!"

Fünf Minuten später saßen die beiden einträchtig an dem reizend gedeckten Tisch der geräumigen Veranda des Speisezimmers, von der eine Sandsteintreppe direkt zu dem großen Blumenrondell des Vorgartens herabführte.

Ellen Walden servierte ihrem Gast selbst den jungen Spargel und die duftenden Hammelkotletts und plauderte und lachte dabei unablässig in ihrer hinreißend liebenswürdigen Art.

Kurt gab sich ganz der wundervollen Stimmung des Augenblicks hin.

In schmalen, scharfumrissenen Streifen fiel das rotbeschirmte Licht der elektrischen Tischlampen in das schweigende Dunkel des einsamen Gartens hinaus, aus dem ein süßes Gedüfte, dick und schwer, mit den Händen zu greifen berauschend herüberwogte.

Verschlafenes Insektengezirp hing in den dichten Fliederbüschen, zuweilen klang von der Straße ein leiser Ruf, ein helles Mädchenlachen.

Dann ward es wieder still, und der Garten lag so stumm, so neblig-düster, als träume er schon in köstlicher Erschlaffung von den holden Wundern der sinkenden Frühlingsnacht. — — —

„Also, Rasmus, ich bin bereit, die Offenbarungen Ihrer Muse in mich aufzunehmen!"

Die Schauspielerin schob Kurt die Importenkiste hinüber und lehnte sich dann selbst mit einer Zigarette in ihren Lehnstuhl zurück.

Die Vorlesung der „Siegerin" begann.

Das Bild einer verschlafenen mitteldeutschen Residenz stieg aus den weißen Blättern des Manuskripts empor; ein Milieu von Menschen, klein und kleinlich, in engherziger Abschließung verknöchert und erstarrt, mit ihrem Gesichtskreis kaum über die Bannmeile ihres Fürstentums hinausreichend.

Nach langen Lehr- und Wanderjahren kehrt ein junger Arzt, Dr. Paul Hartmann, in diese Residenz, seine Vaterstadt, zurück, wo seine Familie seit länger als einem Jahrhundert ansässig und mit den gesamten Patrizierkreisen verwandt und verschwägert ist.

In kurzer Zeit erwirbt sich Dr. Hartmann, der mit seiner verwitweten Mutter ganz allein das alte Stammhaus am Markte bewohnt, eine umfangreiche Praxis; arm und reich sucht bei dem unermüdlich Tätigen Rat und Hilfe, so daß sein Sprechzimmer den Andrang der Patienten oft kaum zu fassen vermag.

Da tritt die Liebe zum ersten Male in das Leben des Vielbeschäftigten, und der Mann, der bis zu seinem dreiunddreißigsten Lebensjahre nur Arbeit und Pflichterfüllung im Kampfe gegen Krankheit und Not gekannt hat, verliebt sich mit der ganzen Leidenschaft seiner reinen, keuschen, unverbrauchten Kraft in eine entfernte Verwandte, seine Kusine Herta Gebhardt, die zur Pflege seiner hinfälligen, greisen Mutter in das Hartmannsche Haus übergesiedelt ist.

Mit rascher Entschlossenheit trägt er der Geliebten Herz und Hand an und hält seinen Antrag auch aufrecht, als sich Herta bei seiner Werbung unter heißen Tränen für seiner unwert erklärt und ihm rückhaltlos gesteht, schon seit zwei Jahren Mutter zu sein, als den Vater ihres Kindes bezeichnet sie einen ehemaligen Jugendfreund, einen Assessor von Lanken, der sich einst ihre vertrauende Liebe und Unerfahrenheit zunutze gemacht und die Verzweifelte dann in rücksichtsloser Weise verlassen hat.

Ein Sturm der Entrüstung erhob sich in der ganzen Stadt, als die Verlobung Doktor Hartmanns bekannt wurde. Von allen Seiten werden Anstrengungen gemacht, um ihn und seine Braut, deren Vorgeschichte auf vielfältigen, dunklen Wegen schon lange durchgesickert war, wieder auseinander zu bringen.

Doch alles vergebens; je heftiger man gegen ihn hetzt, um so starrer versteift sich der Angegriffene auf seinen einmal gefaßten Entschluß, wiewohl er sich nach und nach immer mehr isoliert sieht und auch in seiner Praxis den Umschlag der Stimmung des Publikums bemerkbar empfindet.

Schon ist die Hochzeit auf einen der nächsten Monate festgesetzt, da erscheint Hartmanns Schwager, der Direktor des Gymnasiums, der sich durch die nach seinen Begriffen skandalöse Verlobung schon immer auf das peinlichste kompromittiert gefühlt hat, eines Tages noch in später Abendstunde im Sprechzimmer des Arztes, um ihm mitzuteilen, daß der seit einiger Zeit beim Landrat beschäftigte Assessor von Lanken sich des nachts zuvor am Stammtische des Hotels zum „Schwarzen Adler" in wegwerfenden

Äußerungen über das von ihm verführte Mädchen ergangen habe.

Im Anschluß an diesen Vorfall, durch den Herta nach Ansicht des Direktors vollends unmöglich geworden, erhebt er im Namen der gesamten Verwandtschaft noch einmal die Forderung auf Aufhebung der Verlobung, ohne auf Hertas Anwesenheit Rücksicht zu nehmen, die infolge der erregten Auseinandersetzung der beiden Männer vom Bett der schwerkranken Frau des Hauses hinweg ins Sprechzimmer geeilt ist.

Allein Paul Hartmann bleibt unerschütterlich.

Er weist seinem Schwager empört die Tür und eilt in rasender Erbitterung nach dem nahegelegenen „Adler", um noch in derselben Stunde mit Lanken abzurechnen.

Trotz der Intervention einiger besonnener Freunde kommt es zu einem furchtbaren Auftritt; Paul Hartmann züchtigt den gewissenlosen Verführer in öffentlichem Lokale.

Ein Duell erscheint unvermeidlich.

Da tritt der Vertreter Pauls in der Ehrenratssitzung mit der Erklärung hervor, daß sein Mandant den Assessor von Lanken nach seinem ganzen Verhalten gegen ein wehrloses Mädchen nicht mehr als satisfaktionsfähig ansehen könne und infolgedessen einen Zweikampf ablehnen müsse, um einen Rowdy derartigen Schlages durch Annahme eines Ehrenhandels nicht wieder gesellschaftsfähig zu machen.

Das Ehrengericht weist die Anschauung nach einer längeren, bewegten Beratung zurück, und die Verweigerung des Duells zeitigt die üblichen Folgen.

Paul wird aus dem Reserveoffizierkorps ausgestoßen, seine älteren Freunde ziehen sich von ihm zurück.

Anfänglich glaubt er, sich über einen solchen Boykott hinwegsetzen zu können, und betreibt die Hochzeitsvorbereitungen mit doppeltem Eifer.

Dann aber erliegt der starke Mann, der einer Welt trotzen zu können gemeint, den kleinlichen Nadelstichen des täglichen Lebens.

Sein früher so heiteres, lebensfreudiges Gemüt beginnt sich zu umdüstern, seine Arbeitskraft nimmt ab, er wird nervös, reizbar und heftig und geht bald nur noch als ein Schatten seines früheren Selbst umher.

Da faßt Herta, die in banger Sorge diesen körperlichen und geistigen Verfall beobachtet, nach langem Seelenkampfe einen heroischen Entschluß.

Um dem Geliebten die Freiheit zurückzugeben, sucht und findet sie am Vorabend ihrer Hochzeit, angetan mit ihrem weißen Brautkleide, in den Fluten des nahen Flusses einen freiwillig gewählten Tod. — — —

Seit langem schon hatte Kurt sein Manuskript wieder beiseite gelegt, und noch immer verharrte das Mädchen ohne Bewegung in ihrem Stuhl und starrte in das grüne Dämmern des nächtlichen Gartens hinaus.

Es hatte sich seit den ersten Abendstunden kaum merklich abgekühlt, wie etwas Drohendes, Dämonisches lag es in der schwülen Luft.

Das Mondlicht zitterte wie ein weißer Schleierflor über den schimmernden Rasenflächen, doch schon begann sich an der mattblauen Kuppel des westlichen Himmels ein düsteres Wolkengeschiebe emporzutürmen und stand über der Gipfellinie der Nachbargärten schwarz, zusammengeballt, wie ein zum Sprunge geducktes Raubtier.

„Ich werde die Rolle Ihrer Herta spielen!"

Mit einer energischen Bewegung hatte sich die Schauspielerin endlich aus ihrer verträumten Versunkenheit aufgerüttelt, eine leidenschaftliche Erregung arbeitete in dem schönen, jungen Gesicht.

„Ich danke Ihnen für Ihre Vorlesung, Herr Rasmus!" fuhr sie dann lebhaft fort. „Seit langem hat mich nichts so gepackt, wie Ihre Schöpfung! Ein jedes Wort, ein jeder Satz waren mir aus der Seele gesprochen! Auch ich habe sie einst kennen gelernt, die Enge der kleinen Stadt mit ihrem Philistertum! Noch morgen werde ich unserem Dramaturgen Ihr Stück vorlegen. Hier meine Hand, daß ich Ihnen eine treue Mitkämpferin sein will!"

Sekundenlang tauchten ihre Blicke tief ineinander, daß Kurt unwillkürlich verwirrt die Augen zu Boden senkte.

Draußen im Park ging auf einmal ein gewaltiges Rauschen durch die ragenden Wipfelkronen.

Ein Fenster im Parterre schlug krachend zu.

Zugleich damit zuckte ein langer, düsterroter Blitz über den halben Himmel, die schwarze Wolkenwand wie Zunder durchreißend, ein dumpfer Donner grollte langhallend nach, wie das verhaltene Stöhnen eines gefangenen Tieres. — —

Das junge Mädchen war in die Türöffnung der Veranda getreten und lehnte sich gegen einen der weinumrankten Pfeiler.

Ihr feines Profil hob sich in klaren Linien aus dem fahlgelben Lichte der Blitze, die jetzt in ununterbrochener Folge wie die Breitseiten eines Gespensterschiffes aus den verderbenschwangeren Leibern der lastenden Riesenwolken herausbrachen.

Ein dunkles Angstgefühl stieg plötzlich in Kurt empor, wie eine Vorahnung kommenden Unheils, und doch vermochte er seine heißen Blicke nicht von dem stolzen, weißen Gesicht des schönen Weibes loszureißen, deren Händen er sein Schicksal anvertraut hatte.

In verhaltener Erregung saß er still seitab, als die Künstlerin sich endlich am Tische niederließ und verlorenen Blickes, als ob sie seine Gegenwart vollständig vergessen habe, die letzten Seiten des Manuskriptes durchflog.

Und dann auf einmal begann das Mädchen zu sprechen, erst langsam und flüsternd, mit kaum sichtbarer Lippenbewegung, dann immer sicherer und nuancierter.

Die weichen Laute des klangvollen Organs schmeichelten sich tief in das Herz des einsamen Hörers, indes Szene auf Szene seines Werkes in der wundervollen Nachdichtung des genialen Vortrages wie verklärt an seinem geistigen Auge vorüberzog.

Die Wolke des Unwetters hatte sich inzwischen wieder langsam erschöpft.

Der Regen sprühte nur noch in einzelnen windverwehten Spritzern, wie lange Rauchstreifen schleiften die letzten Nachzügler der Gewitterwolken über den dunklen Himmel, an dem schon hier und da die ungewissen Silberpunkte der Sterne hindurchzuzittern begannen.

Nach dem ungeheuren Aufruhr in der Natur, dem verderblichen Toben der Dämonen der Vernichtung, kein anderer Laut in der unermeßlichen Stille als der klingende Fall der Tropfen und die leise murmelnden Töne des plätschernden Springbrunnens.

Da brach die schöne Sprecherin plötzlich ab und schloß das Manuskript.

Ein schwärmerisches Feuer leuchtete in ihren dunklen Augen auf. Sie hob ihren schimmernden Weinkelch und neigte sich anmutig zu Kurt hinüber:

„Auf einen beiderseitigen großen Erfolg!"

Halb unbewußt wiederholte Kurt die lockenden Worte.

Auf einmal waren all die verborgenen, gefangenen Quellen seines Lebens wieder in ihm aufgebrochen.

Unwillkürlich tastete er nach der Hand des Mädchens und zog sie mit einer kaum merklichen Bewegung zu sich heran.

Es war nur wie ein Wunsch, ein Instinkt, kein Tun, und doch folgte sie, von dem gleichen Gefühl gefangen, diesem leisesten Druck.

Jetzt waren sie einander so nahe, daß sich ihre Kleider berührten und es wie eine prickelnde Glut von Körper zu Körper rann.

Und plötzlich fühlte sich Kurt in verlangender Umarmung umstrickt.

Zwei weiche Lippen brannten auf seinem Munde und eine leise Stimme flüsterte mit ersterbendem Hauch:

„Ich liebe dich, ich liebe dich!"

Einen Moment lang wollte er sich losreißen, sich zur Wehr setzen gegen diese stürmische Zärtlichkeit, die ihn wie ein reißender Wildbach überflutete.

„Denk' an Lotte!" hallte es mahnend durch seine Seele.

Dann aber legte auch er seine Arme um den bebenden Mädchenleib und küßte sie wieder und wieder, wie im Taumel, mit heiß verschleierten Sinnen.

Die Welt versank um sie her und über ihnen schlugen die Wogen der Leidenschaft zusammen.

Wie lange sie in dieser trunkenen Selbstvergessenheit verharrt, sie wußten es nicht.

Sie hatten das elektrische Licht gelöscht, das Unsichtbare, fast Körperlose ihres Zusammenseins erschien ihnen auf einmal von einem wundersamen Reiz.

Der Nachthauch rieselte warm, zuweilen flüsterte ein Zweig im Traum; dann wieder ein großes, ruhevolles Schweigen, das sich wie eine scheue Liebkosung der Natur, wie eine zarte, gemeinsame Hülle um die beiden einsamen Menschen legte und alle Unstetheit, alle Ungleichheit ihrer Seelen in einem wunschlos-glücklichen Nirwanagefühl untergehen ließ.

Da schlug es vom Turm der Kaiser Friedrich-Gedächtniskirche zwei Uhr.

Die Stille der Nacht trug die dröhnenden Klänge fernab vom Tiergartenhof herüber.

Kurt erhob sich.

„Jetzt muß ich endlich gehen!" sagte er.

Doch das Mädchen zog ihn noch einmal zu sich herab.

„Du kommst doch wieder! Morgen und übermorgen! Alle Tage! Nicht wahr?"

Ein Ton flehentlicher Angst klang durch ihre Stimme.

Kurt nickte nur, die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Was hatte er getan?

Er hatte Verrat geübt an dem Mädchen seiner Liebe; in kraftloser Schwäche war er dem ersten Ansturm einer frem-

den Leidenschaft erlegen, die in rücksichtslosem Egoismus die Hand zu einem Gut erhob, nach dem das augenblickliche Begehren des Herzens verlangte.

Jetzt standen sie an der Gitterpforte des Gartens.

Noch einmal hing das Mädchen an seinem Halse und küßte ihn, daß ihm der Atem verging.

Dann trat sie unsicher zurück und schaute ihn an mit einem langen, heißen Blick.

„Du kommst morgen wieder!" sagte sie. „Versprich es mir!"

Und als er einen Moment lang zu zaudern schien, wiederholte sie dringender, fast drohend:

„Gib mir dein Wort, daß du wiederkommst!"

Da legte er langsam seine Rechte in ihre kleine, kalte Hand.

„Ich komme!"

(Fortsetzung folgt.)

Zwei Worte.

Von Jean Paul.

Ich konnte nie mehr als drei Wege, glücklicher (nicht glücklich) zu werden, auskundschaften. Der erste, der in die Höhe geht, ist: so weit über das Gewölke des Lebens hinauszudringen, daß man die ganz äußere Welt mit ihren Wolfsgruben, Beinhäusern und Gewitterableitern von weitem unter seinen Füßen nur wie ein eingeschrumpftes Kindergärtchen liegen sieht. Der zweite ist: gerade herabzufallen ins Gärtchen und da sich so einheimisch in eine Furche einzunisten, daß, wenn man aus seinem warmen Lerchennest heraussieht, man ebenfalls keine Wolfsgruben, Beinhäuser und Stangen, sondern nur Ähren erblickt, deren jede für den Nestvogel ein Baum und ein Sonnen- und Regenschirm ist. Der dritte endlich — den ich für den schwersten und klügsten halte — ist der: mit den beiden andern zu wechseln.

*

Alles, was ich tue, wenn ich von Kriegs- oder anderer Not lese, der ich nicht abhelfen kann, ist, nicht zu fluchen oder zu jammern oder untätig zu sein, sondern recht tätig: nämlich — da all dieses Elend nur aus der Immoralität mehrerer Individuen entsprungen — recht zu verwünschen und zu vermeiden die kleinste Immoralität in mir, da jede sich in fremden Wunden endigt.

Jean Paul und die bayerische Kapitalsteuer.

Es war im Jahre 1807, als Bayern genötigt war, zur Deckung der ungeheuren Kriegslasten, den „Kapitalisten" eine neue Steuer aufzuerlegen. Die Aufforderung zur Zahlung der Steuer erging nun an Jean Paul, der darüber aber alles eher als entzückt war und daher den folgenden Brief an den damaligen Kammerpräsidenten von Bayreuth, Herrn von Schuckmann, richtete:

„Unter den vielen Fragen an Sie laufe auch die meinige mit durch. Bin ich ein kontributionsfähiger Kapitalist? Wenigstens hat mich die Kammer in diese vornehme Rangliste aufgenommen. Als Fremder, der hier Geld nur verzehrt und auswärts erwirbt, frag ich erstlich, ob ich den Rabatt meiner unbedeutenden Gelder zu zahlen schuldig bin, aber zweitens bedarf ich der Belehrung, inwieweit und wie viel ich zu bezahlen habe. Leben will aber jeder Autor, der nichts hat als seinen Geldbeutel, und kann denn das, was er für seine jährliche Ausgabe liegen haben muß, als Kapital gerechnet werden? Ich bitte bloß um Ihre einsilbige Entscheidung."

Die Antwort, die dem Dichter auf dieses Schreiben zuging, dürfte ihn wohl befriedigt haben, denn der sehr vernünftig und human denkende Präsident erwiderte sofort:

„Gedanken sind kontributions- wie zollfrei, sowohl die vergangenen wie gegenwärtigen und zukünftigen, sobald sie nicht in eine nach fixem Tarif verdungene Ware übergegangen sind; und die wandernden Nachtigallen sucht man wohl zu fangen, aber man rupft sie nicht wie die Hofgänse. Es geht Sie daher, mein werter Freund, das Kapitalistenwesen nichts an, wohl aber wünsche ich, daß Sie heute mittag mein frugales Mahl mit mir teilen möchten."

Weltgeschichte.

Von Dr. Friedrich Koch-Wawra.

Heute lernte ich auf dem Boulevard Madeleine Youschni kennen. Youschni ist ein russischer Fürst und verbringt seine Tage in Paris. Die Tage der Russen, die in Paris leben, sind endlos, langweilig und von Sorgen geplagt. Denn diese Reichen von ehemals haben kein Geld. Und so sie welches haben, gehen sie auf die Champs Elysées und soupieren. Bis es weg ist.

Youschni streifte die Asche von seiner Zigarre und sah auf die Menschenscharen des Boulevard Madeleine. „Ja es waren große Tage damals. Ich diente bei den Gardehusaren in St. Petersburg und kam einmal in der Woche zum „jour" nach Zarskoje Sselo. Der Zar war ein lieber Herr. Ich glaube nicht, daß er tot ist . . ."

Youschni, der einst ein Günstling des Großfürsten Wladimir war und nun für 3.25 Franc in einer kleinen Arbeiterküche zu speisen pflegt, drehte einmal am Rad der Weltgeschichte. —

Es war am Vorabend des Kronrates in Zarskoje Sselo, im Jahre des Herrn 1904. Die Japaner hatten die Russen gerade geklopft. Auf die Hosen. Und es herrschte eine trübselige Stimmung unter den Männern, die zum Kronrat bestellt waren.

An diesem Abend ging Youschni zum Großfürsten Wladimir und legte ihm seinen Plan vor, der von langer Hand eingefädelt war: Argentinien und Chile wollten ihre Linienschiffe den Russen verkaufen, die vor der entscheidenden Seeschlacht standen. Youschni hatte mit Pariser Bankherren schon alles bis ins kleinste besprochen. Um einen Neutralitätsbruch zu vermeiden, sollten beide Staaten die Schiffe den brasilianischen Revolutionären verkaufen, die damals im Begriff waren, sich selbständig zu machen. Die Revolutionäre in Brasilien aber würden sofort die Schiffe den Russen weiterverhandeln und wollten es ihrerseits ruhig darauf ankommen lassen, sich mit Japan zu verfeinden. Alles war in schönster Ordnung.

Die verkäufliche Flotte harrte unter Dampf in der Atlantis. Youschni sollte für seine Mühe 60 Millionen Francs bekommen. Und er beschwor nun seinen großfürstlichen Freund, sich sofort mit dem allmächtigen Großfürsten Nikolai ins Einvernehmen zu setzen, damit der Kauf abgeschlossen werden könne. Die Pariser warteten bereits am elektrischen Draht.

„Und nun —" Der gemütliche Youschni wird ganz rot im Gesicht.

„Und nun —" Na, also der Großfürst Wladimir ging und redete und traf auf erbitterten Widerstand beim Großfürsten Nikolai, der erstens dem Zaren viel näher stand und im Kronrat das Hauptwort führte und zweitens das Geschäft gern selbst machen wollte, das ihm bereits von anderer Seite angetragen war. Und zwar mit baren 80 Millionen Francs Alleinprovision.

„Und nun —" Youschni wirft erregt den Zigarrenstummel auf den Boulevard und sammelt seine deutschen Vokabeln.

Großfürst Nikolai also wollte das Geschäft selbst machen. Und Youschni und Wladimir und ein dritter im Bunde, ein Fürst namens Kurusoff, der Chef der russischen Telegraphenagentur war, ballten die Fäuste. Doch der dicke Youschni hatte nicht umsonst so treffliche Verbindungen zum Hof. Youschni wurde aus geheimer Quelle unterrichtet: Daß noch in selbiger Nacht ein Admiral, der sich bis zur Unkenntlichkeit rasiert hatte, in geheimem Auftrag nach Paris reisen würde, um das Geschäft unter Nikolais Aegide perfekt zu machen. Und zwar hatte der schlaue Nikolai den griechischen Marineminister für 10 Millionen Francs zum Sprungbrett auserlesen. Dieser Herr sollte die Schiffe kaufen und sie den Russen weiterverhandeln.

Griechenland aber sollte, sobald die Geschichte herauskäme, ganz einfach die Schuld auf seinen Marineminister abwälzen, der daraufhin aus Amt und Würden gejagt werden könne. Wegen eigenmächtigen Handelns, von dem der griechische Staat keine Ahnung gehabt hätte. Alles, alles war von Nikolais geschickter Hand glänzend vorbereitet. Die russische Flotte lag in Libau zum Abdampfen bereit und sollte auf ihrer Fahrt zum ostasiatischen Kriegsschauplatz die Schiffe im Mittelmeer übernehmen.

Doch Nikolai hatte die Rechnung ohne Youschni gemacht. Am selben Morgen, als der rasierte Admiral inkognito im Nordexpreß durch das deutsche Land jagte, saßen die drei in einer Petersburger Weinstube und begossen ihren gegnerischen Schachzug.

Binnen einer Stunde spielte der elektrische Telegraph des Herrn Kurusoff. Der geheime Admiral wurde in Paris schon

auf dem Bahnhof von Journalisten begrüßt. „Also Sie sind der Herr, der die Schiffe kaufen wird?“ — — — Den geheimen Admiral traf der Schlag. Für 24 Stunden. Denn es stand bereits in den Pariser Abendzeitungen: **Wird Griechenland seine Neutralität brechen?**

„Und nun —“ Der dicke Youschni lacht, daß seine Hängewangen zucken. „Sehen Sie, Geschichte war aus. Chance war vorbei. Wie kann ein Staat sagen, ich habe es nicht gewußt, daß mein Marineminister meine Neutralität brechen wird, wenn es zuvor dick und fett in allen europäischen Zeitungen gestanden hat?“ —

Der geheime Admiral langte in St. Petersburg an und schwitzte Blut. Wie das herausgekommen wäre? Wo doch nur vier Personen davon gewußt hätten: Großfürst Nikolai, der Kaiser, der Marineminister und er, er, der rasierte Geheimadmiral?

Und nun lachte Youschni ein gesundes, behäbiges Lachen.

„Wissen Sie, wir haben damals gesagt: Er ist in Paris losgegangen und hat es im Rausch den kleinen Mädchen erzählt.“

Der rasierte Unglücksrabe wurde geweht.

Die russische Flotte aber dampfte nach Ostasien, ohne den Zuwachs aus Südamerika. Und kämpfte gegen den stärkeren Japaner. Und der „dies ater“ von Port Arthur wurde zum russischen Unglück . . .

„Weil wir zu schwach waren, weil ein Großfürst, dieser Nikolai, zu habgierig war“, wie Youschni versichert. „Warum wollte er auf meinen Plan nicht eingehen? Weil er fünfzig Millionen mehr verdienen wollte.“

„Und nun —“ begibt sich Youschni gemessenen Schrittes in die niedere Arbeitergarküche hinter dem Gare du Nord und verzehrt sein Nachtmahl für 65 Sous.

Medizin und Radio-Telegraphie.

In den letzten Monaten ist eine Anzahl von Fällen bekannt geworden, in denen Kranke auf hoher See von einem anderen Schiff aus ärztliche Ratschläge auf radiotelegraphischem Wege erhielten, die teils zu ihrer Heilung, teils zu ihrer Besserung führten. Der markanteste Fall wird aber jetzt in einem Newyorker Blatte erzählt. Danach war der amerikanische Dampfer „Präsident Harding“ 900 Meilen entfernt von den Karaibischen Inseln, wo der Wächter eines einsamen Leuchtturmes den Brand in ein Bein bekommen hatte. Alle Symptome deuteten darauf hin, daß eine Operation unbedingt nötig war, wenn das Leben des Mannes gerettet werden sollte. Aber auf der Leuchtturminsel waren außer dem Wächter nur seine Frau, zwei Arbeiter und der Telegraphist. Der Doktor Irwing vom „Präsident Harding“ gab mit großer Ruhe diesen Leuten, die jetzt als Chirurgen herhalten mußten, alle für die Amputation nötigen Anweisungen. Auf drahtlosem Wege gab er ihnen an, wie man die für die Operation in Betracht kommende Stelle des Körpers unempfindlich macht, wie man das Messer keimfrei macht, wie man schneidet, wie man die Arterien unterbindet und wie man die Schnittfläche wieder schließt durch die Haut. Vermittels der Telegraphie ohne Draht wurde die Verbindung mit dem Leuchtturm und dem Patienten während zweier Tage aufrechterhalten. Am Schluß des zweiten Tages erreichte den Dampfer die Nachricht, daß das Befinden des Patienten sich gebessert habe und eine Infektion nicht eingetreten sei. Der Doktor Irwing, der auf radiotelegraphischem Wege schon manchen Schwerkranken geholfen hatte, konnte sich mit dieser schwierigen Leistung eines Rekordes rühmen. G. Dr.

Bunte Chronik

* **Die höchste Bahn der Welt.** In einer Höhe von 4900 Meter über dem Meeresspiegel ist jetzt eine Bahn angelegt worden, die die höchste der Welt ist. Es ist die etwa 7,6 Kilometer lange Seilbahn der Caracolas Tin Co. in **Bolivien**, die das Zinnerz von dem Bergwerk zur Hütte befördert. Das Bergwerk liegt auf dem Ostabhang der Anden in der Nähe der Quellflüsse des Amazonenstromes in einer Höhe zwischen 4570 und 5200 Meter. Da die Anlage einer Schienenbahn ungeheure Kosten verursacht haben würde, so entschied man sich, wie Geh. Thobald in der „Umschau“ mitteilt, für den Bau einer **Seilbahn**, die in ziemlich gerader Linie von dem Bergwerk zur Hütte führt. Dabei erreicht die Bahn eine größte Höhe von gegen 4900 Meter. Es werden zwei Seile verwendet, die an Stahltürmen aufgehängt sind, ein festes, auf dem die Wagen laufen, und ein bewegtes, durch das die Wagengeschwindigkeit geregelt wird. Die Bahn zerfällt in zwei Abschnitte, die beide von einer Kraftstation aus betrieben werden; diese liegt an der Stoßstelle der beiden Abschnitte. Die Wagen laufen in Abständen von ungefähr 300 Meter aneinander und bewegen sich, wenn sie in Gang gesetzt sind, durch das Gewicht der Ladung abwärts.

*

* **Aus dem Tier- und Pflanzenreich: Rund 700 000 Arten.** Ein Naturwissenschaftler, Professor Wolff, schätzt die Zahl der heute bekannten Tierarten auf 465 000, davon 173 000 Käfer, 60 000 Schmetterlinge, 55 000 Hautflügler, 44 000 Zweiflügler (Fliegen usw.), 53 000 sonstige Insekten. Die Zahl der Wirbeltiere wurde, wie „die Erde“ (Verlag Vieweg & Sohn, Braunschweig) hierzu bemerkt, schon 1886 auf 24 700 angegeben; man sieht also, daß außer den Insekten, Wirbeltieren, Weichtieren (damals 21 300) nicht viel für die kleinen und weniger „durchforschten“ Tiergruppen übrigbleibt. Für die höheren Pflanzen hat Thomas vor einigen Jahren die Zahl 149 500 angegeben. Außerdem sind 70 000 bis 80 000 Pilze, Farne, Moose und Algen bekannt. Die Gesamtzahl der heute unterschiedenen Arten des Tier- und Pflanzenreiches der Erde beträgt demnach annähernd 700 000.

*

* **Wie kam die Katze in die Welt?** Wie die Katze in die Welt kam? Auf eine höchst eigenartige Weise. Sie ist nämlich in die Welt hineingeniest worden, und zwar in den Tagen der Sintflut! Als Vater Noah in die Arche ging, gab es noch keine Katzen. Einer **moslimischen Sage** nach waren aber, wie die „Gartenlaube“ zu berichten weiß, die Maus und die Ratte schon da, und sie vermehrten sich dergestalt, daß es kaum mehr auszuhalten war in der Arche. Da strich Noah mit der Hand über die Stirn des Löwen hin, der nieste kräftig, und seiner Nase entsprangen Kater und Katze, die sich flugs über die lästigen Nager hermachten. Eine andere Sagengruppe läßt die Katze allerdings aus Noahs Handschuh entstanden sein. Als die reinste, unverdorbenste Fassung sieht der verdienstvolle Sagenforscher Dähnhardt die folgende an, die in **Ungarn** anzutreffen ist: Als Noah in die Arche gegangen war, wünschte der Teufel, sie zum Sinken zu bringen. Darum verwandelte er sich selbst in eine Maus und begann ein Loch in das Fahrzeug zu nagen. Da schleuderte Noah seinen Handschuh hin. Aus diesem entstand die Katze, die das Werk des Teufels verhinderte. Anderen Sagen zufolge ist die Maus nicht der Teufel selbst, sondern nur ein Geschöpf, das von ihm angestiftet wird, das Schiff leck zu machen. Eine **rumänische Legende** zwar läßt Satan nicht allein die Maus sein, sondern spinnt die ganze Angelegenheit auch noch in sehr lehrreicher Weise folgendermaßen aus: Die Katze, nachdem sie die Maus verschlungen, hatte nun also mit ihr zugleich den Teufel im Leib. Aber nicht lange, denn schnell fuhr der Satan wieder aus ihr heraus. Von seinem Höllenfeuer aber blieb etwas in dem Tiere zurück. Darum leuchten die Augen der Katze noch heute so unheimlich im Dunkeln, darum gibt ihr Fell, wenn man es streicht, noch heute Funken von sich . . . . So wissen wir nun also, weshalb die Katze, wie wir zu sagen pflegen, elektrisch ist.

Lustige Rundschau

* **Hofkonzert.** Sachsens letzter König, an sich kein übermäßiger Musikfreund, mußte dennoch, dem Ansehen und der Tradition seines Hofes gehorchend, in jedem Winter einige Konzerte im Schloß veranstalten. Als einstmals die eben aus Bayreuth heimgekehrte Kammersängerin X. bei einer solchen Veranstaltung „Isoldens Liebestod“ beendigt hatte, zog Friedrich August die beglückte Diva huldvollst in ein Gespräch. Das Singen müsse wohl sehr anstrengend sein, meinte er mitleidig, und die Akustik in diesem Saal sei auch gewiß sehr schlecht. Die Frau Kammersängerin beteuert respektvollst: „Im Gegenteil, Euer Majestät, die ist sogar ausgezeichnet.“ Worauf die Majestät: „Na heerense, **warum brillnse dann so?**“ („Jugend“.)

Verantwortlich für die Schriftleitung **Karl Bendisch** in Bromberg. Druck und Verlag von **A. Dittmann G. m. b. H.** in Bromberg.